

Die Frage, ob nicht auch die Caritas in der Gefahr ist, mit der Expansion des Sozialstaats ihr spezifisch christliches Profil zu verlieren, geht M. N. Ebertz in seinem Beitrag „Caritas im gesellschaftlichen Wandel – Expansion in die Krise?“ nach (83–114). Die Überlegungen von H. Oppl zu „Caritas zwischen Lebenswelt und Markt“ (152–176) greifen ein weiteres, spezielles Problem von beachtenswerter Aktualität auf.

Die theologischen und kirchlichen Zusammenhänge reflektieren die einander ergänzenden Beiträge von N. Mette, „Theologie der Caritas“ (115–138), und W. Zauner, „Caritas im Leben der Kirche“ (139–151), und setzen damit einen Schwerpunkt eigener Art. Dabei werden kirchenkritische Aspekte nicht unterschlagen (vgl. 125–127), wozu zu bemerken ist, daß die Kirche, gerade weil sie als im Evangelium Gottes gründend eine religiöse Sendung zu erfüllen hat, nur im Bannkreis dieser Wahrheit und Botschaft, und d. h. im Mitvollzug der Menschenfreundlichkeit Gottes, ihre Identität zu wahren vermag. Mit seiner weitgespannten und problembewußten Thematik, die hier nur in Stichworten angedeutet werden kann, ist der „Grundkurs Caritas“ ein „provokierendes“ Buch, das etwas hervorrufen und bewirken will. Insbesondere kann es eine neue Sensibilität für die Bedeutung wie für die zeitgemäße Verwirklichung der Caritas wecken. Dies empfiehlt den Band einem breiten Leserkreis.

Linz

Alfons Riedl

PHILOSOPHIE

■ ACHAM KARL, *Vernunftanspruch und Erwartungsdruck*. Studien zu einer philosophischen Soziologie. Frommann-Holzboog, Stuttgart 1989. (236). DM 56,-.

Der bekannte Grazer Sozialphilosoph befaßt sich in diesem Buch mit aktuellen Fragen der Sozialphilosophie. Zuerst versucht er entgegen weit verbreiteter Rationalitätskritik, Desinformation, Indifferentismus und Technikfeindlichkeit die theoretische und die praktische Vernunft zu rechtfertigen. Dabei plädiert er für eine Balance zwischen konstruktiven Visionen und rationalem Expertentum (54). Sodann werden Rationalitätsansprüche im Lichte von Wissenssoziologie und Weltanschauungsanalyse untersucht, denn es soll uns nicht ein falscher Integralismus um die Kultivierung des Tatsachensinns bringen, Begriffsverwirrungen sollen nicht unsere Handlungsverwirrungen fördern (116). Ausführlich wird über die Leistungen und Grenzen des pragmatischen Denkens gesprochen, etwa in der Moral- und Geschichtsphilosophie, in der Sozialwissenschaft und Ideologiekritik. Seine Grenzen scheinen dort zu liegen, wo zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen und den Bestimmungen des Menschen nicht hinreichend unterschieden werden kann (146). Gibt es in den Kultur- und Sozialwissenschaften eine Parteilichkeit aus Objektivität? Dazu wird erinnert, daß Objektivität nie frei ist von wertenden Beurteilungen und theoretischer Kompetenz (166). Gegenüber den Glückserwartungen in den Utopien wird betont, daß auch Tolernanz ihre Grenzen hat und nicht Beliebige

versprochen werden kann. So wird der Skeptiker nicht zum Zyniker, denn er weiß um die menschlichen Erwartungen, aber auch um die Faktizität der Wirklichkeit (207). Gegenüber der stereotyp beklagten „Krise“ der Moderne betont der Autor, daß Krisen immer subjektabhängig sind und positive Funktionen haben. Weder der Pluralismus noch der Holismus der sog. „Postmoderne“ seien neue geistige Bewegungen, ihre Abgrenzung zur Moderne sei nicht überzeugend (225). So können viele Intellektuelle in ihrer krisenhaften Verfassung heute keine rechte Balance herstellen zwischen utopischem Entwurf und empirischer Analyse. Insgesamt möchte das Buch zur kritischen Erhellung heutiger Denkströme beitragen, um nicht allzu schnell gewissen Modetrends zu folgen. Insofern ist es auch für Theologen und Seelsorger ein sehr lesenswertes Buch.

Graz

Anton Grabner-Haider

■ KOLAKWOSKI LESZEK, *Falls es keinen Gott gibt*, (Spektrum). Herder, Freiburg 1992. (220). Kart. DM 16,80.

Der Buchtitel, dem berühmten Diktum F. M. Dostojewskis entlehnt („Falls es keinen Gott gibt, ist alles erlaubt“), exponiert ein Thema, das nicht nur auf das Feld der Moralität führt, sondern auch als erkenntnistheoretisches Prinzip gültig sein will. Damit werden zugleich die Grenzen zwischen Grund und Abgrund aufgerissen und die beiden Grundweisen des Menschseins, Erkennen und Lieben, wissenschaftliche Rationalität als Promotor positiver Weltbewältigung einerseits und ethisches Denken und sittliche Verpflichtung andererseits in einen spannungsreichen Diskurs gebracht. Der Mensch erfährt sich in seinem Selbstvollzug als einer, der sich als geistige Person selbst „willig“ (frei-willig) auf Gut oder Böse hin vollziehen kann.

In diesem „Symposion“ zwischen Skepsis und Glaube greift K. Grundfragen der theologischen Denkgeschichte auf, z. B. die Theodizeefrage (15ff), die zu einer Bestreitung der Existenz Gottes nicht ausreicht, denn die Leugnung Gottes würde wiederum zu den tatsächlich ausweglosen Fragen einer Anthropodizee führen. Neben der Rationalisierung der Gottesfrage wendet sich K. der Grundform mystischer Ergriffenheit zu als Erfahrung einender Begegnung und der mystischen Schau als Versenkung der Seele in ihren Grund (89ff), um die Erfahrung der Transzendenz zu diskutieren. An der Todesthematik des „cinis aequat omnia“ bricht die Frage auf, warum die Menschen während der gesamten Geschichte nicht aufgehört haben, die Hoffnung auf ein endloses Dasein zu nähren? (139).

In einem letzten Kapitel: „Vom Unaussprechlichen sprechen: Die Sprache und das Heilige. Die Notwendigkeit des Tabus“ (149ff) geht es K. um den religiösen Diskurs, der anders konstituiert ist als der der Umgangssprache. Auf dem Hintergrund der im Kontext der Sprachphilosophie Wittgensteins entstandenen Theorie der Sprachspiele als Anerkennung der Eigenständigkeit eines religiösen Sprachspiels wie der handlungstheoretisch zur Theorie der Sprachakte bei Austin und Searle weiterentwickelten funktionalen Bedeutungsanalyse weist K. auf die